

VON DER KULTISCHEN PRACHT UND EINFACHHEIT IN DER MISSION

von Thomas Ohm

1

Rabīndranāth Thākur hat gemeint: „Ein Mensch von starker Religiosität verehrt seine Gottheit nicht nur mit aller Andacht, sondern sein religiöses Gefühl verlangt nach Ausdruck in der Pracht des Tempels und in dem reichen Zeremoniell des Gottesdienstes“¹. Das ist durchaus richtig. Die meisten religiösen Menschen wollen und brauchen im Kult Erhebung über den gewöhnlichen Alltag und Verklärung des Lebens, und in diesem Sinn Pracht und sogar Prunk, brauchen etwas, das sich nicht nur an den Verstand und das Herz wendet, sondern auch an die Augen und die Ohren.

So die Bewohner des Westens. Wir lassen uns gern anziehen und beeindruckt von der Größe und Pracht St. Peters in Rom und des Domes in Köln. Wir machen Reisen, um feierliche Gottesdienste in Rom, Maria Laach, auf Katholikentagen und bei eucharistischen Kongressen mitzufeiern. Wir freuen uns, wenn die Orgeln brausen und mächtige Chöre singen, wenn am Altar viele Kerzen brennen und Blumen blühen, wenn in den heiligen Gewändern und Gegenständen Pracht entfaltet wird. Wir lieben es, wenn eine ganze Armee von Dienern am Altar aufzieht, wenn große Worte und Gebärden gemacht werden, wenn mit allen Mitteln moderner Technik das Sehbare angestrahlt und ausgeleuchtet wird und die Stimmen überhöht und verstärkt werden. Wir werden geradezu bewegt, wenn Tausende und Hunderttausende gemeinsam das Credo oder das Te Deum singen. Unser Volk fühlt sich gehoben, getröstet und ermutigt, wenn der Gottesdienst „feierlich“ ist. Es braucht und will *majestas* und Vorgaben der *solemnia* der ewigen Stadt.

In den Missionen ist das nicht anders. Unsere katholischen Neger haben feierliche Gottesdienste ungemein gern. Ebenso unsere indischen Glaubensbrüder. Vor Jahren habe ich in Südindien einer großen nächtlichen Prozession zugeschaut, bei der Tausende von elektrischen Lichtern und Gaslampen brannten und ununterbrochen Raketen zum Himmel zischten. Die gotische Kirche strahlte bis hinauf zur Kreuzblume im Lichte unzähliger elektrischer Lichter. Hin und wieder begegnete man in den Straßen brennenden Büschen. Die Nacht war zum Tage geworden². Lanzo

¹ R. TAGORE: *Lebensweisheit*. München 1921, 12

² TH. OHM: *Indien und Gott*. Salzburg (1932), 84 f

del Vasto wohnte in Indien an Ostern einem Hochamt bei, „das eine Apotheose von elektrischen Glühbirnen zwischen künstlichen Blumen und Madonnen aus Gips“ war³.

2

Aber es gibt „Stille im Lande“, denen Pracht und Prunk im Kult wenig bedeuten und wenig imponieren, gibt sogar solche, die sich durch Prunk und Pracht beschwert, bedrückt und abgestoßen fühlen, solche, die selbst ihre Feste und Feiern in schlichter Weise halten. In Gottes Nähe bringe nur Einfachheit und Schlichtheit, nicht Prunk und Pracht. Diese Leute lieben intime Räume, milde Farben, sparsame Linien, strenge Formen, wenig Schmuck, wenig Worte und auch wenig Klänge. Einige Worte schon bringen bei ihnen die Seele in Bewegung. Die Gebärde eines einzigen Fingers vermag unbegrenzte Gemütsbewegungen auszudrücken und zu bewirken. Es braucht nicht viel zur Mitteilung von Seele zu Seele und erst recht nicht zum Zwiegespräch zwischen dem Menschen und seinem Gott. Es bedarf auch keiner rauschenden Feste. Denn das Leben ist „ein ständiges Fest“⁴. In jedem Augenblick und in jeder Situation erlebt man die Ewigkeit.

An Menschen dieser Art hat es bei den Christen zu keiner Zeit gefehlt. Alle Religionen haben einfach angefangen. Pracht und Prunk sind erst im Laufe der Zeit gekommen. Auch bei den Christen ist es so gewesen. Ursprünglich war alles ungemein einfach und schlicht. Man denke an das Abendmahl in Jerusalem und das Beten und Brotbrechen der ersten Christen, denke auch an die „Hauskirchen“ und den Gottesdienst in ihnen. Noch in den Gründungen des heiligen Benedikt ist alles sehr einfach gewesen. Aber mit der Zeit sind dann doch feierliche Gottesdienste gekommen. Die menschliche Natur drängte hin auf sie. Desgleichen der Eifer für die Ehre Gottes. Aber das Pendel hat auch immer wieder zurückgeschwungen. Auf Cluny folgte Citeaux. Die Cisterzienser haben nur Gotteshäuser ohne Stolz und Überfluß, ohne kostbare Kunstwerte, Gefäße, Paramente, Teppiche, Gemälde, Lichter und dergleichen geduldet. Auch andere haben in diese Richtung gedrängt. Man hat die Gefahr der Masse gefürchtet, nämlich die Gefahr der Veräußerlichung, der Hohlheit und auch der Vermessenheit. Erinnern wir uns der *devotio moderna*. In der *Imitatio Christi* geht es um das „interius simplicari“ und ist von äußeren Dingen kaum die Rede. Bewegungen und Richtungen wie die der Brüder vom gemeinsamen Leben haben offenbar nicht viel von rauschenden Feierlichkeiten gehalten. Der durch die Frömmigkeit der Brüder vom gemeinsamen Leben durch und durch geprägte Hadrian VI. war gegen den Prunk der römischen Renaissance. Auch bei unseren Mystikern haben Pracht und Prunk des Kultes nicht viel gegolten. Schließlich sind die Calvinisten und Reformierten gekommen. Jeder weiß, was

³ LANZO DEL VASTO: *Pilgerfahrt zu den Quellen*. Düsseldorf (1951), 213

⁴ JOHN C. H. WU: *Jenseits von Ost und West*. Mainz (1951), 123

sie von Bildern, Statuen und Paramenten hielten und wie sie mit ihnen verfahren, weiß, daß und wie sie dem Prunk des Gottesdienstes ein Ende bereiteten.

Heute haben wir in unseren Kirchen und Gottesdiensten immer noch Pracht. Aber es gibt eine Richtung, die Einfachheit will, sucht und wünscht. Schon weiß man, daß die Kirchen nicht mit Bildern und Statuen überfüllt sein sollen. Schon fühlt man, daß es gar nicht auf die Zahl der Kerzen und Blumen ankommt. Schon gibt es viele, die schlichter Choral schneller und leichter hinträgt zu Gott als die Musik des Barock.

Aber hier geht es um die Mission.

Beginnen wir mit den sogenannten Naturvölkern. In den Wäldern und Steppen, in denen sie wohnen, stehen keine Tempel und Kapellen mit Bildern und Statuen. Bei den Kulturen marschieren keine Scharen von Priestern und Dienern auf. Die Gebete könnten nicht einfacher sein, als sie sind. Wenn man die Gottheit findet, dann auf den Bergen oder in Hainen oder an Quellen oder auch in den Gestirnen. Was könnte einfacher sein als das Opfer, das die Wamwera auf dem Ilulu dem Achipanganya oder Schöpfer darbrachten⁵?

Aber auch in den Religionen der Kulturvölker herrscht oft die äußerste Schlichtheit. Die besten Vertreter des Konfuzianismus haben auf Einfachheit gehalten. „Das Außergewöhnliche an den Worten des Konfuzius ist, daß sie so gewöhnlich sind und darum der Durchschnittsmensch sie verstehen kann. Das große Problem für den Konfuzianer ist, gewöhnlich zu sein und dabei doch nicht mittelmäßig“, schreibt John C. H. Wu⁶. Also keine pathetischen Reden! Der Himmelstempel ist ausgedehnt, aber im Grunde sehr schlicht. Man strebt nicht in die Höhe, sondern bleibt an der Erde. Im Kulte hat man einmal die Zahl der Saiten auf den Instrumenten vermindert, diese also klangärmer gemacht und „bei der Begleitung des Gesanges durch Instrumente Melodientöne weggelassen“, „um nicht gefährliche Tiefen der Seele aufzurühren“. Durch Schlichtheit in diesen Dingen sollten die Tugenden, namentlich die Selbstbeherrschung, gefördert werden⁷. Wie Laotse bzw. das *Tao te king* die Einfachheit schätzten, dürfte bekannt sein. Weniger schon weiß man vom Chan-Buddhismus. Ein Meister dieser Richtung, Shuan Sah, wollte eben ein Predigt beginnen, als er eine Lerche hörte: „Was für eine wunderbare Predigt über die Wirklichkeit“, sagte er seinen Hörern und verschwand⁸. Der Patriarch Hui-neng lehnte Worte ab, zerriß die „heiligen“ Schriften und zerschlug die Buddhasstatuen. Die Anschauung der reinen, unberührten Natur sollte seine Jünger zur tiefsten Einsicht führen und die Erweckung innerer Erlebnisse die Geheimlehre weitergeben.

⁵ Vgl. TH. OHM: *Stammesreligionen im südlichen Tanganyika-Territorium*. Köln und Opladen (1953), 54—60

⁶ JOHN C. H. WU, a. a. O. 41

⁷ LACKMANN: *Die Musik des Orients*. Breslau 1929, 1

⁸ J. C. H. WU, a. a. O. 155

Dann die Japaner! Wenn ihnen etwas gemäß ist und vielleicht sogar gefällt, dann die Sparsamkeit in der Entfaltung von Pracht. Die höchsten Höhen der Kunst werden erreicht in der kunstlosen Kunst und die höchsten Leistungen der Dichtung im wortkargsten Gedicht. Die Andeutung wirkt stärker als die Ausdeutung. „Nicht der prachtvolle Kult des Tempeldienstes, nicht die Bauten und die Tausende von Buddhastatuen, sondern ein lichtscheuer, farbenfremder und schmaler Pfad blickt schweigsam auf zum Gipfel der ewigen Einsamkeit“⁹. In den Häusern lehnen die Japaner reichen Schmuck ab. „Kein Bild ziert die Wand, keine Decke den Tisch, kein Teppich die Matten des Bodens.“ Nur in der Wandnische hängt ein Bild. Darunter ein Blumengebilde oder einzelnes Kunstwerk. „Das ist alles.“^{9a}

Und wie einfach ist nicht immer der Shinto in seinen „besten“ Zeiten gewesen, in den Schreinen, den Symbolen und den Kulturen! Wie einfach ist ferner nicht der aus den Meditationsübungen der Zenisten entstandene und immer mit ihm in Verbindung gebliebene Tee-tao oder Tee-Weg (*Cha-dō; cha-no-yu*), die Tee-Zeremonie¹⁰. Wer mitmacht, muß durch eine niedrige Tür eintreten und sich so verdemütigen. Dann findet er sich in einem kleinen Raum ohne überflüssige Gegenstände. Nur *ein* Bild! Nur *eine* Blume oder *ein* Blütenzweig! Alle Gegenstände sind streng ausgewählt. Das Licht ist gedämpft und die Atmosphäre gemildert. Die Gemeinde ist klein. Gesprochen wird sehr wenig. Seele spricht zu Seele. Im Schweigen und in der Stille kommt man der Natur und dem „Nichts“ oder dem Absoluten näher. „Alles scheinbar Großartige erscheint im Teeraum wie eine Barockfassade, und jedes sogenannte Grandiose an Werten und Tönen klingt neben der Tee-Handlung wie Marktgeschrei“¹¹.

Wie einfach sind auch viele Gärten, die unter dem Einfluß des Zen-Geistes entstanden sind, — die Gärten der Muromachi-Zeit (14.—16. Jh.) und der Momogaya-Zeit, speziell die Teegärten. Hier ist Schlichtheit und Ruhe. Hier ladet alles zur Meditation ein.

Wie einfach ist ferner der Blumen-Weg (*ka dō*), welcher der Harmonie von Himmel und Erde dient. In einem Bäumchen, einer Blume findet man hier das Kerngesetz, die Harmonie der kosmischen Welt, und in nur drei Hauptlinien hat man „Erde, Mensch, Himmel“.

Wie einfach ist schließlich die Versenkung im Zen-Buddhismus! Nichts tun, nichts sprechen, nichts denken, nichts wollen, nichts fühlen heißt es hier. Mittel und Ziel ist die große Leere. Der alte und große Tempelbereich Myōchinji, in welchem der berühmte Philosoph Nishida Kitaro begraben liegt, „atmet schlichte Einfachheit. Gebäude und Landschaft

⁹ JUNYU KITAYAMA: *West-östliche Begegnung*. Berlin 1942, 121

^{9a} K. VON DÜRKHEIM-MONTMARTIN: *Japan und die Kultur der Stille*. München-Planegg 1950, 65.

¹⁰ Vgl. BERLINER: *Der Teekult in Japan*. Leipzig 1930. — K. OKAKURA: *Das Buch vom Tee*. Leipzig o. J.

¹¹ J. KITAYAMA, a. a. O. 123

entbehren besonderen Schmuckes, weder Kunstwerke noch Garten ziehen Besucher an“¹².

Im indischen Aschram oder *āshrama*¹³, dessen Mitglieder gemeinsam und in äußerster Einfachheit leben, kommt ein ähnlicher Geist zum Ausdruck. Wie schlicht waren nicht die *āshramas* Gāndhīs und Rabindranāth Thākurs (*Shantiniketan*) und die in ihnen gehaltenen Gottesdienste! Im *Wardha* versammelte Gāndhī seine Leute zum Gebete auf einer von einer Hecke umgebenen Sandfläche. Ungemein schlicht sind auch die Gottesdienste des Brāhmo-samāj.

Ganz allgemein läßt sich sagen, daß überall dort, wo die Kontemplation und Versenkung mehr bedeuten als das Bittgebet und Gebet überhaupt überall dort, wo man alle Hoffnung auf die stille, ruhige schweigende Betrachtung über den Sinn des Lebens oder auch auf das Hören von der Stimme des Himmels in der eigenen Seele setzt, auf das Sitzen in Betrachtung, auf Einfachheit gehalten wird. Ebenso und noch mehr dort, wo die Versenkung als das eigentliche oder sogar als das einzige Heilmittel gilt. Ähnliches ist zu sagen von den Religionen oder Richtungen, welche die *bhakti* betonen.

Endlich der Islam! Die Moscheen sind verhältnismäßig leer. Keine Bilder. Keine Statuen. Keine Orgeln. Keine prunkvollen Gewänder. Unsere Bilder sind für die Moslem „visuelle Idololatrie“, und unsere Musik ist für sie „auditive Idololatrie“. Der Kult, etwa derjenige am Freitag, ist einfach. Im besonderen ist hier auf den Kult der Nomaden hinzuweisen. Die Sedentariier haben ihre Moscheen. Aber die Nomaden brauchen solche nicht.

Wer um die Menschen und Völker dieser Art weiß, versteht, daß sie unsere Feierlichkeiten nicht begeistern. Viele Asiaten fassen nach Junyu Kitayama unsere Liturgie so auf, als wollten wir im Westen Gott hinter der kultischen Pracht verschwinden lassen¹⁴.

Menschen dieser Art aber, die doch den Weg Christi einschlagen, nehmen häufig etwas von ihrer alten Art mit ins Christentum hinein. Der ritterliche Takayama Ukon¹⁵, der aus den Kreisen des Tee-Kultes kam, betete als Christ gern in der Einsamkeit des Teehauses. Sadhu Sundar Singh hatte wenig Sinn für liturgische Schönheit. Ein Katholik in Wonsan meinte: „Uns gefällt ein einfacher Gottesdienst besser. Man kann besser beten als in einem Pontifikalamt.“ Ein Mann vom Range John Wus hat den Sinn für das Leersein des Herzens als der Voraus-

¹² H. DUMOULIN: *Zen. Bern* (1959), 178

¹³ Das Wort bedeutet 1) den Ort für bestimmte religiöse Übungen, die Wohnung der „Religiösen“, die Einsiedelei und 2) die Weisen des Lebens, die man theoretisch im brahmanischen Leben passiert.

¹⁴ JUNYU KITAYAMA, a. a. O.

¹⁵ Vgl. über ihn J. LAURES: *Takayama Ukon und die Anfänge der Kirche in Japan*. Münster 1954

setzung für die Erfüllung durch Gott mit ins Christentum hineingenommen¹⁶ und damit den Sinn für die Einfachheit.

Sollten und könnten wir nicht auf Menschen und Kreise dieser Art Rücksicht nehmen, mehr jedenfalls als bisher? In der Liturgie und in der Frömmigkeit überhaupt? Sollten wir bei den Stillen im Lande nicht dem schlichten Kirchlein den Vorzug geben vor der Kathedrale und der stillen Messe den Vorzug vor dem Pontifikalamt? Einfachen Worten vor der pathetischen Predigt? Tut Akkommodation not nicht auch gegenüber jenen, die der dumpfe Ton eines edlen Gongs mehr aufweckt und anrührt als lautes Schellengeklingel, die der keusche Gesang ohne Begleitung mehr über ihr Selbst erhöht als Chöre mit Orchester, die das Flammen einer Kerze heller erleuchtet und stärker erwärmt als ein Meer von Lichtern, die beim hingebungsvollen Anschauen einer einzigen Blüte mehr von den „Zeichen“, dem Sinn, der hinter allen Erscheinungen liegt, dem Geheimnis, das in allem verborgen ist, merken oder ahnen als beim Anblick vieler Blumen aller Art, die das Unverständene mehr lehrt als das Verständene, das Geheimnis mehr als das Offenbare, die von einer stillen Anbetung mehr haben als von lauten Gebeten, denen eine kleine Gemeinschaft mehr gibt als eine große Masse, denen ein Mensch mit Aura und stillen Schwingungen mehr hilft als einer, der außer seinen Paramenten nicht viel an und in sich hat? Können Anpassung von unserer Seite nicht auch jene erwarten, die da meinen oder mit der Zeit lernen, daß Beten mehr Hören und Lauschen als stetes Reden und Singen und Tun ist? „Aquiesce in Domino, et spera in Domino“ (Ps 37, 7)! Wie mir scheint, sollte man diese Frage bejahen.

Alles in allem heißt es, das eine tun und das andere nicht lassen. Alles hat seine Zeit und seinen Ort: die Pracht und die Einfachheit. Wer die Pracht braucht, soll sie haben, und wer die Einfachheit braucht und benötigt und durch diese am besten zur Sammlung, Vertiefung und Begegnung mit Gott und dem Glaubensboten gelangt, soll sie ebenfalls haben. Tatsächlich hat die katholische Kirche für alle das ihnen Gemäße. Sie besagt Einheit in der Verschiedenheit, aber auch Verschiedenheit in der Einheit. „Unser Herz ist weit“ (2 Kor 6, 11).

DIE ANKUNFT DER ERSTEN FRANZISKANER IN JAPAN

von Bernward Willeke

Bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts hinein war es eine ausgemachte Sache, daß die ersten Franziskaner, Juan Pobre und Diego Bernal, im Herbst 1582 zum ersten Male für einen kurzen Besuch nach Japan kamen und so zu Wegbereitern der Franziskanermission in Japan

¹⁶ Vgl. J. C. H. WU: *The Interior Carmel*. London 1954, 38—55